

Predigt zum 3. Fastensonntag (19.03.2017) zu Joh 4,5–42 in der Kapelle Heinrichhaus

Die Suche nach Befreiung aus dem Eingeschlossensein gesellschaftlicher Zwänge und eigener Egoismen – Jesus widersteht den vermeintlichen Verlockungen des Teufels – und die Suche nach dem, was dem Leben Glanz gibt – die Fragen der Jünger auf dem Berg der Verklärung: Das sind Themen der letzten beiden Fastensonntage gewesen. Auch in den Texten des heutigen Sonntags geht es um die Frage nach dem, was Leben gelingen lassen kann. Das Nicht-Gelingen erleben wir vor allem in Krisensituationen. Durst, der nicht gestillt werden kann, ist eine solche Krise, ja diese Krise bedroht das Leben selbst. Die erste Lesung vom Exodus des Volkes Israel unter der Leitung von Mose erzählt davon. Von den Fesseln des Sklavenhauses in Ägypten befreit, dem Eingeschlossensein entflohen, wandert das Volk durch die Wüste. Es fehlt am lebensnotwendigen Wasser. Und so scheint es doch nur selbstverständlich, dass die Israeliten sich nach Ägypten zurücksehen.

Auch in unserem heutigen Evangeliumstext geht es um Durst und Wasser. Jesus kommt auf seiner Wanderung durch Galiläa in das Gebiet der Samariter. Das ist eine Volksgruppe, die seit langer Zeit den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nicht im Tempel von Jerusalem anbetet, sondern auf dem Höhenheiligtum Garizim. Die Samariter verstanden sich als Juden, wurden aber von den Jerusalemern als Juden zweiter Klasse angesehen. Dazu haben sich die Samariter mit nichtjüdischen Volksgruppen gemischt, so dass Berührungen zwischen Juden und Samaritern vermieden wurden. Ausgerechnet von einer Samariterin erbittet Jesus das Wasser aus dem uralten Brunnen, der der Legende nach vom gemeinsamen Stammvater Jakob gebaut wurde. Darüber ist die Frau erstaunt. Das Gespräch zwischen Jesus und der Frau hat uns auch zwischen den Zeilen viel zu erzählen. Die Frau steht wohl mit beiden Beinen im Leben. Sie weiß, dass Juden sich von Samaritern kein Wasser reichen lassen, sie weiß auch, dass man zum Schöpfen des Wassers ein besonderes Gefäß für den tiefen Brunnen braucht. Bei so viel Bodenständigkeit und Lebenserfahrung ist es dann aber wiederum verwunderlich, dass die Frau ausgerechnet beim Höchststand der Sonne an den Brunnen kommt, um Wasser zu holen. Diese körperlich schwere Arbeit wird morgens verrichtet, wenn es noch erträglich kühl ist. Dass die Frau alleine, nicht zusammen mit anderen Frauen, und dass sie zur Mittagszeit Wasser holt, ist ein Hinweis darauf, dass in ihrem sozialen Umfeld etwas nicht stimmt. Im Laufe des Gesprächs stellt sich dann auch heraus, dass die Frau im Dorf nicht gut angesehen ist, weil sie schon fünf Männer gehabt hat und auch nun mit einem Mann lebt, der nicht rechtlich mit ihr verheiratet ist. Der Grund dafür liegt keineswegs in der Liederlichkeit der Frau, sondern in den sozialen Strukturen der Gesellschaft, in der eine Frau ohne Mann keine Überlebenschancen hat. Wer aus dem sozialen Netz fällt, ist verloren. Wie die Israeliten

in Ägypten so lebt auch die Samariterin in ihrem Dorf in einer Gesellschaft, die von zerstörerischen Mächten und Strukturen geprägt ist. Beziehung und Anerkennung, die Menschen lebensnotwendig brauchen, nach der sich Menschen sehnen, bleibt unerfüllt. Da wird das Gespräch am Brunnen zu einem Gespräch, das vom Lebensmittel Wasser zu einem Gespräch über das wird, was Mittel zum Leben in Fülle ist. Es ist die Rede vom „lebendigen Wasser“ – ein geläufiger Ausdruck für fließendes oder Quell-Wasser. „Lebendiges Wasser“ ist aber auch eine Metapher für Gott selbst, für die Tora, für die Weisheit, für den Heiligen Geist. Damit geht es um die Frage nach einem erfüllten und beziehungsreichen Leben, um die Frage nach einem Leben in der Hinwendung zu und im Vertrauen auf Gott. In dem Moment, da der Frau das bewusst wird, spricht sie von Gott und von der Beziehung der Menschen zu Gott. Wie innerhalb der Gesellschaften Machtverhältnisse Beziehungen unterbinden, zerstören, so trennt die Anbetung Gottes an verschiedenen Heiligtümern Samariter von Juden. Jesus macht deutlich, dass es nicht um den Ort der Anbetung geht, sondern um die Art und Weise der Anbetung. Gott wird angebetet „im Geist und in der Wahrheit“ (Joh 4,24). Nach und nach erkennt die Frau, was Jesus ihr sagen will. Es ist ein langer Prozess des Erkennens. Sie sieht in Jesus den Juden, der den Samaritern nicht wohl gesonnen ist, und sie sieht in ihm einen Propheten. Als Jesus vom Gebet zu Gott im Geist und in der Wahrheit spricht, verweist sie auf den Messias, der kommen wird, um Gottes Wahrheit zu bezeugen. Jesus antwortet darauf „Ich bin es, ich, der mit dir spricht.“ Die Rückkehr der Jünger nutzt die Frau, um darüber nachzudenken – und eilt dann in ihr Dorf zurück. Sie hat es so eilig, dass sie den Wasserkrug stehen lässt. Sie hat eine Antwort auf ihre Sehnsucht, auf ihre Suche nach Beziehung gefunden, die sie so sehr bewegt, dass sie anderen davon erzählen muss: Die Antwort ist der Messias Jesus.

Wie im Evangelium des letzten Sonntags, so verstehen die Jünger auch dieses Mal Jesu Verhalten nicht. Beim Gespräch mit den Jüngern geht es um dasselbe Thema, hier nicht mit dem Sprachbild vom Durst nach lebendigem Wassern, sondern mit dem vom Hunger. Die Handlung um die Frau und diejenige um die Jünger verbinden sich damit, komplementieren sich und erklären einander. Jesus sagt seinen Schülern ganz ähnliche Dinge wie der Frau. Ging es bei der Frau um den Lebensdurst, d.h. Oberflächlichkeit und Funktionalisieren von menschlichen Beziehungen, so geht es bei den Jüngern um Evangelisation, also ihrem Auftrag, das Evangelium zu verkünden. Im Gespräch mit den Jüngern spricht Jesus nicht vom Durst, sondern vom Hunger. Es geht um eine Speise, die darin besteht, den Willen Gottes zu tun. Mit dem apokalyptischen Wort von der Ernte macht Jesus deutlich, dass der Geist Gottes bereits hier und jetzt wirkt, dass er Wirklichkeit schafft. Ja, dieses neue Schaffen ist Geschenk Gottes, das nicht von den Menschen selbst bewirkt werden kann. Indem Menschen es so

annehmen, dass sie sich davon regelrecht durchdringen lassen, werden sie selbst zu Erlösten. Sie werden gelöst aus den Fesseln der Beziehungslosigkeit und Beziehungsunfähigkeit, sie werden gelöst aus den Räumen des Eingeschlossenseins – seien sie nun gesellschaftlicher oder individueller Art. Darum spricht Paulus im Römerbrief auch von der Liebe Gottes, die wie Wasser in die Herzen der Menschen ausgegossen ist. Der Hinweis „durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Röm 5,5) macht deutlich, dass die Taufe Christen in dieses göttliche Wirkgeschehen, in die Solidarität und Gerechtigkeit Gottes hineinnimmt. Gerade so, als wolle die Frau die geschenkte und lebendige Wirkmacht Gottes bestätigen, erzählt sie in ihrem Dorf von Jesus und der öffnenden, der befreienden Begegnung mit ihm. Dass der Geist Gottes in ihr wirkt, zeigt sich daran, dass sie nicht belehrt, sondern einlädt, sich selbst zu überzeugen. Es geht ihr nicht um sich selbst. Es geht ihr nicht darum, ihren ramponierten Ruf aufzupolieren. Sie weist auf den Messias Jesus und lädt ein, ihn kennen zu lernen. Damit macht sie den Jüngern vor, wie man zur Quelle lebendigen Wassers wird. Die Samariter, die nun Jesus begegnen, erkennen ihn ihrerseits als „Retter der Welt“, als denjenigen, der den Durst und den Hunger nach einem Leben in Fülle, einem Leben im Angesicht Gottes zu stillen weiß. So wie im Gebet Jesu mit Gott auf dem Berg der Verklärung Jesu Gesicht strahlen ließ, so wie einst Mose Gesicht erstrahlte, als er im Vorübergehen Gottes Angesicht sehen durfte, ohne sterben zu müssen, so bewirkt das Gespräch der Frau am Jakobsbrunnen mit Jesus ihr Öffnen aus dem Eingeschlossensein in gesellschaftliche und biographische Zwänge, die mit Macht und Unterdrückung Leben zerstören. Jesus hat die Frau angesehen, von Angesicht zu Angesicht mit ihr gesprochen, er hat sie anerkannt, weshalb sie sagen kann, dass er sie erkannt hat. Sie ist sich sicher, dass er dieses Erkennen nicht zu Machtmissbrauch einsetzt. Darum kann die Frau sagen „Er hat mir alles gesagt, was ich getan habe.“ (Joh 4,39). Anerkennung bedeutet dann, die wunden Punkte zu benennen, Schuldverstrickung zu beschreiben und dabei den in diese Beziehungslosigkeit und Verschlossenheit gefangenen Menschen zu befreien. Es geht bei diesem Wirkgeschehen Gottes immer auch um die Befreiung aus sozialen Missverhältnissen von Macht und Ohnmacht. Eine solche Befreiung aber ist – und das machen sowohl die beiden Lesungen als auch das Evangelium des heutigen Sonntags in bewegenden Bildern deutlich – nur möglich, wenn Menschen ihr Einverständnis mit dem, was zerstört, aufkündigen können. Wenn sie einen Weg aus der Verschlossenheit der bloßen Immanenz, dem ewigen Kreisen um sich und die eigene Welt, finden. Die Frau am Jakobsbrunnen hat im Gespräch mit Jesus diesen Weg gefunden, indem sie über das nachgedacht hat, was ihr Leben ausmacht, was ihr heilig ist.

So ist auch die Fastenzeit für uns Christen eine Zeit des Nachdenkens, eine Zeit der Reflexion über das, was wir zum Leben unbedingt brauchen.

Hinführung zur Lesung Ex 17,3–7:

Die Erinnerung an die Wanderung Israels durch die Wüste ist im Volk durch die Jahrhunderte lebendig geblieben. Gerade in Krisenzeiten hat man sich erinnert: Gott hat sich immer neu und unerwartet als der gezeigt, der das Leben der Menschen will, der in äußerster Not selbst noch aus dem Felsen Wasser sprudeln lassen kann. Der Text aus dem Buch Exodus erinnert daran, dass Vertrauen in Gottes lebenserhaltende Zuwendung nicht einfach da ist und dass Befreiung von versklavenden Mächten nicht schlagartig geschieht, sondern dass es Zeit braucht und Wege durch Wüsten, um in der Krise das Geschenkte bedenken und neu erfahren zu können.

Hinführung zur Lesung Röm 5,1–2. 5–8:

Im Brief an die Römer beschreibt Paulus, was Christ-Sein bedeutet: Im Glauben, im Vertrauen auf Gott können wir Schalom, d. h. Frieden mit Gott und Frieden mit den Menschen leben. Der Messias Jesus ist für uns der Weg, so dass Gottes Liebe uns ganz durchdringen kann.